

Geborgen in der Ungeborgenheit

Vor ein paar Jahren wartete ich in Frankfurt stundenlang auf die erlösende Durchsage: „Der Flug nach São Paulo ist nun zum Einsteigen bereit“. Plötzlich kam eine liebe Dame auf mich zu und fragte: „Haben Sie ein paar Minuten Zeit? Wir machen eine Umfrage. Keine Sorge, wir respektieren Ihre Privatsphäre“. Die Fragen bezogen sich allesamt auf den Rhein-Main-Flughafen. Wie sind Sie zufrieden mit diesem und jenem, in einer Skala von 1 bis 10? Am Schluss wurde die Enquete dann aber doch etwas persönlicher: „Ihr Alter?“ – „Zweiundsiebzig!“ – „Also im Ruhestand?“ – „Nein, immer noch aktiv!“ Die Dame war überrascht und reagierte etwas schroff: „Sie kleben also an Ihrem Sessel und nehmen damit anderen den Arbeitsplatz weg!“. „Gute Antwort!“ erwiderte ich ihr, „aber dort wo ich lebe und arbeite, reißt sich niemand um meinen Job!“. Und die Dame verabschiedete sich mit Dankeschön und Tschüss.

In wenigen Wochen werde ich nun tatsächlich 75. Und damit wird für mich die Empfehlung des Canons 401, § 1 des Codex Iuris Canonici aktuell: „Ein Diözesanbischof, der das fünfundsiebzigste Lebensjahr vollendet hat, wird gebeten, seinen Amtsverzicht dem Papst anzubieten, der nach Abwägung aller Umstände entscheiden wird“. Eine sehr weise Empfehlung des Kirchenrechts, die eigentlich für 65 vorgeschrieben sein sollte.

Mit zunehmendem Alter haben Geburtstagsfeiern einen immer größeren Stellenwert. Solche Feiern sollen allerdings nicht den Eindruck erwecken, der oder die Gefeierte sei bereits am Ende der Tage angelangt und höre schon andächtig und zerknirscht die letzte Strophe des Hobellieds aus „Der Verschwender“ von Ferdinand Raimund: „Mach keine Umständ’, geh!“ Niemand darf zu Lebzeiten ein Museum werden.

Sicher ist unsere persönliche Geschichte wichtig, aber nicht nur um erzählt zu werden, sondern sie ist der Boden, auf dem sich unser Leben weiter entfaltet bis zur Stunde unseres endgültigen Abschieds, dann wenn der Liebe Gott uns heim ruft.

Die Blickrichtung muss auch im vorgerückten Alter nach vorne sein, in die Zukunft, was auch immer sie bringen wird an „Freude und Hoffnung, Trauer und Angst“ (GS 1), an Erwartungen und Herausforderungen, Erfolgserlebnissen und Enttäuschungen.

Fünfzig Jahre Xingu

Seit beinahe 50 Jahren lebe ich am Xingu, einer der größten Nebenflüsse des Amazonas. Der Xingu ist längst für mich Heimat. Ich spreche nicht von einer „zweiten“ Heimat. Es gibt nur *eine* Heimat. Heimat ist nicht nur eine geographisch umschreibbare Region, Heimat sind vielmehr Menschen, die mir lieb sind, Frauen und Männer, Kinder, Jugendliche, alte Leute, mit denen ich

unterwegs bin, die mich verstehen und die ich verstehe. Heimat ist Erfahrung von Liebe, Zuneigung, Geschwisterlichkeit und leider auch Abschiednehmen. Für den weitaus größten Teil meines Lebens ist der Xingu für mich Heimat. In Österreich, Vorarlberg, Koblach habe ich meine Wurzeln. Deshalb wird auch Koblach, Vorarlberg, Österreich nie aufhören, meine Heimat zu sein.

Ich habe mich 1965 entschieden, in Brasilien als Priester einen Beitrag im Sinne des Missionsdekretes „Ad Gentes“ zu leisten: „Die Kirche ist von Christus gesandt, die Liebe Gottes allen Menschen und Völkern zu verkünden und mitzuteilen“ (AG 10). Nach fünfzehn Jahren priesterlichen Dienstes in Altamira und Umgebung, ernannte mich Papst Johannes Paul II am 7. November 1980 zum Bischof der Xinguprälaturn im Amazonasgebiet. Es ist flächenmäßig das größte Bistum Brasiliens und auch weltweit sicher eines der größten. Am Fest Pauli Bekehrung, 25. Jänner 1981, erhielt ich in Altamira die Bischofsweihe. Wie für Paulus vor den Toren von Damaskus, war auch für mich dieser Tag der „point of no return“. Es gab kein Zurück mehr und mein Leben hatte fürderhin zwei Teile: vorher und nachher. Ich hatte als bischöflichen Wahlspruch die Anfangsworte des Römerbriefes gewählt: „Knecht Christi Jesu“ (Röm 1,1). Diese drei Worte sollten umschreiben, was ich als Bischof sein wollte. Einer der täglich neu versucht, den Auftrag des Herrn zu erfüllen, sein Evangelium zu leben und zu verkünden, im Dienst an den Menschen und im Dialog mit den Schwestern und Brüdern, die mit mir unterwegs sind, aber auch mit jenen, die nicht zu unserer kirchlichen Gemeinschaft gehören. Ich wollte mich als Bischof nicht mit Mauern umgeben, sondern für alle Menschen da sein, auch für Andersgläubige und Ungläubige.

Eine neue Phase meines Lebens begann damals und ein Lernprozess, der bis heute nicht abgeschlossen ist. In einem Riesengebiet, so groß wie Deutschland, mit Problemen und Konflikten aller Art musste ich lernen, Bischof zu sein. Nie geahnte Herausforderungen türmten sich dräuend vor mir auf. Die konfliktgeladene Realität hat sich bis heute nicht verändert.

„Eli attá! – Mein Gott bist du!“

Ich drehe das Rad der Geschichte nun um einige Jahrzehnte zurück, bis in meine Gymnasialzeit. In der siebten und achten Klasse Gymnasium, also in den Jahren 1957/58, als wir bereits Philosophischen Einführungsunterricht bekamen, gehörte es für manche Studenten der Oberstufe irgendwie zum guten Ton „existenzialistisch“ angehaucht zu sein. Und dabei war unser Philosophieprofessor Georg Krozewski nun wirklich kein Vertreter des Existentialismus. Wir fanden es einfach chic, über Sartre zu diskutieren. Nur gab es für mich ein Detail: „Opera omnia“ von Jean Paul Sartre standen auf dem „Index Librorum Prohibitorum“, dem berüchtigten „Verzeichnis der verbotenen Bücher“. Dass Sartre auf dem „Index“ stand, machte ihn aber nur noch attraktiver. Ich befand mich in einem Dilemma. Im Kreise meiner Jugendfreunde wollte ich nicht einer von gestern sein. Ich wollte mitreden, diskutieren, mich einbringen. Manchmal fielen auch hämische Seitenhiebe auf meine Kirche. Wie

sollte ich sachkundig antworten? So entschloss ich mich eines Tages, Generalvikariatsrat Prälat Gustav Glatthaar in der Herrengasse in Feldkirch aufzusuchen und ihn um Erlaubnis zu bitten, „La Nausée“ (Der Ekel) von Sartre lesen zu dürfen. Er gab mir die Bewilligung, meinte aber sofort, ich werde das Buch sicher nicht zu Ende lesen.

Eine Philosophie, die vermittelt, ich sei rein zufällig aufgetaucht, ich existierte einfach, genauso wie ein Stein, eine Pflanze, eine Mikrobe, eine Philosophie, die dazu noch Ekel, Angst, Verlassenheit, Verzweiflung apostrophiert, war für mich nun tatsächlich unverdaulich. Ekel – „la nausée“ – überkam mich nun selbst: Ist das alles, was über den Menschen in dieser Welt zu philosophieren ist? Enttäuscht widersetzte ich mich den existenzialistischen Dogmen, an eine feindselige Welt verfallen, in ein Dasein – anonym und bedrohlich – hineingeworfen zu sein. Die „Ananke“, das personifizierte Schicksal der Tragödien von Sophokles – in der achten Klasse des Gymnasiums lasen wir im Griechischunterricht tatsächlich die Antigone des Sophokles – dieses grausame, furchteinflößende Fatum, dem ich ohnmächtig ausgeliefert sein soll, kann doch nicht die letzte Deutung unseres Lebens sein!

Im Psalm 21(22) fand ich eine andere Botschaft. Im Vers 11 heißt es: „Auf dich hin bin ich geworfen von Geburt her, vom Schoße meiner Mutter an bist du mein Gott“. Und das ist gerade jener Psalm, der mit „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?“ beginnt. Selbst wenn mich Zweifel plagten, wenn ich mich verlassen fühle, bin ich dennoch nicht in einen schaurigen Abgrund geworfen, ins eisige Nichts verworfen und muss mich dort erst selbst entdecken, um wirklich zu sein und zu existieren. „Auf dich hin bin ich geworfen!“ „Eli attá! – Mein Gott bist du!“ „Mein Gott bist du. In deiner Hand liegt mein Geschick“ (Psalm 30 (31),15-16). Genau diese Erkenntnis wurde zur „Philosophie“ meines Lebens!

In dieser Sturm-und-Drang-Periode meines Lebens kam mir das Buch „Ungewissheit und Wagnis“ von Peter Wust in die Hände. Aber eigentlich begann ich Peter Wust erst wirklich am Xingu zu verstehen. Er schreibt, dass wir alle an der Grenze zwischen Wissen und Ungewissheit leben. In meinem bischöflichen Dienst lebe ich tatsächlich immer zwischen Wissen und Ungewissheit, Erkenntnis und Unsicherheit, zwischen Licht und Dunkel. Momente, in denen ich klar sehe, wechseln mit Stunden des Zweifels ab. Unsicherheit und Ungewissheit lassen jede Entscheidung zu einem Wagnis werden und fordern die Parrhesia der Apostelgeschichte heraus, jene besondere Haltung also, die mit „Wagemut“, „Kühnheit“, „Furchtlosigkeit“, „Zivilcourage“, „Standhaftigkeit“, aber auch „hoffnungsvollen Blick in die Zukunft“ zu umschreiben ist.

Zeitlebens war ich ein „Homo Viator“, ein Mensch auf dem Weg, und bin es bis heute. Aber ich habe stets „Geborgenheit in der Ungeborgenheit“ erfahren. Der Schlüssel zur Geborgenheit ist das innere Gebet, die „Nahrung der Seele“ (Johannes vom Kreuz), die unaufhörliche Suche dessen, „den meine Seele liebt“ (Hld 1,7), die tägliche Meditation des Wortes Gottes, das Schauen und Erfahren

der Liebe und Gegenwart Gottes. Und dennoch bricht auch immer wieder die „dunkle Nacht der Seele“ über mich herein, wenn eine Situation ausweglos erscheint.

Ein zweiter Schlüssel zur Geborgenheit ist die liebende Solidarität, die mich mit den Menschen verbindet und einerseits meine Hilfe und meinen Einsatz fordert, andererseits aber auch dankbare Gegenliebe erfahren lässt. Gerade in Grenzsituationen spüren zu dürfen, wie Menschen, für die ich da bin, liebend Sorge tragen, lässt Bedrohung, Verfolgung und Gefahren vergessen oder zumindest relativieren. Gerade der Schrei geschundener Menschen, die ihre Rechte einfordern und für die ich als Bischof die Schmach einer rohen polizeilichen Festnahme erleiden musste: „Lass ihn los! Er ist *unser* Bischof!“ wurde für mich zur Erfahrung von Geborgenheit in der Ungeborgenheit.

Der „Geruch der Schafe“

Dreiunddreißig Jahre bin ich nun Bischof vom Xingu. Mehr als drei Jahrzehnte bin ich unterwegs. Ich kenne den Xingu wie sonst niemand, vom Oberlauf bis zur Mündung mit den kleinen und größeren Nebenflüssen. Das zum allergrößten Teil nicht asphaltierte Straßennetz von tausenden Kilometern ist mir bis in den letzten Winkel bekannt. Aber ich kenne nicht nur die Geographie, ich kenne vor allem die Menschen und ihre Geschichte.

Am Gründonnerstag, 28. März 2013, rief Papst Franziskus – er war erst zwei Wochen im Amt – im Petersdom die Priester auf, sich den Gläubigen im Alltag zuzuwenden. Sie sollen sich als Hirten mitten unter die Herde mischen und den "Geruch der Schafe" annehmen. Diesen Geruch, das darf ich wohl sagen, habe ich längst angenommen und will ihn auch nicht mehr los werden.

Es sind die Indigenen Völker am Xingu und in ganz Brasilien, die mir ans Herz gewachsen sind. Einst starke Völker wurden im Laufe der vergangenen Jahrhunderte zu Restvölkern und machen heute im Verhältnis zu den 200 Millionen Brasilianern eine verschwindend kleine Minderheit aus. Sie sind nach wie vor in ihrem kulturellen, aber auf physischen Überleben bedroht. Beim sogenannten Vorkonklave hat der damalige Erzbischof von Buenos Aires, Kardinal Jorge Mario Bergoglio, mit kräftigen Worten Aufsehen erregt und ich glaube sogar, dass gerade diese Grundsatzrede ausschlaggebend war, weshalb ihn die Kardinäle zum Papst gewählt haben. Er forderte die Kirche auf, „aus sich selbst herauszugehen, um so die Peripherie zu erreichen – und zwar nicht nur die geografische, sondern die existenzielle“. Und seit er Papst ist, hat er immer wieder bewiesen, dass ihm mit diesen Aussagen sehr ernst ist. Er weist auf die existenzielle Peripherie des Elends, der Verzweiflung, der Ausgrenzung hin, der inneren und äußeren Not, in der Menschen leben und Opfer von Gewalt und Ungerechtigkeit sind.

In Brasilien liefern Politiker und Wirtschaftsbosse stets aufs Neue Schlagzeilen wie "Viel zu viel Land für die Indios!", "Indios sind ein Hemmschuh für den

Fortschritt!", "Die Indiogesetzgebung muss unbedingt revidiert werden!". "Brasilien kann es sich nicht leisten, wegen ein paar Dutzend Steinzeitmenschen Entwicklungsprojekte zu stoppen" gibt ein ehemaliger Finanzminister von sich und erntet damit Applaus. Die Indiorechte sind zwar in der Verfassung verankert, aber die anti-indigene Einstellung eines Großteils der Parlamentarier ist offenkundig. Großgrundbesitzer vertreiben Indios aus ihren angestammten Gebieten. Die Ureinwohner sind verdammt, entlang der Bundesstraßen in von Plastikplanen bedeckten, menschenunwürdigen Behausungen dahinzuvegetieren. Jährlich sind Dutzende Indios Opfer von Mordanschlägen. Jugendliche wählen den Freitod, um der Qual zu entkommen. Die Behörden überhören geflissentlich den verzweifelten Schrei nach Gerechtigkeit und Respekt. Weil die Indios "anders" sind und nicht im Sinne eines kapitalistischen Systems "produzieren", wird ihnen das Recht auf Leben abgesprochen.

Der Rat der Bischofskonferenz für Indigene Völker, deren Präsident ich bereits im vierten Mandat noch bis 2015 bin – also über meine bischöfliche Altersgrenze hinaus – setzt sich seit 1972 ganz besonders für diese Völker ein und hat seine Märtyrer hervorgebracht. Früher wurden Missionare heiliggesprochen, wenn sie, mit Pfeilen durchbohrt, Opfer eines indigenen Überfalls waren. Heute sind Priester, Ordensleute und Laien, sogar Bischöfe in ihrem Leben bedroht oder sogar Opfer von Anschlägen, weil sie an der Seite der indigenen Völker um deren Rechte kämpfen, mit Menschen an der „existenziellen Peripherie“ leben und sich für sie einsetzen.

„Ihr alle aber seid Geschwister!“

In all diesen Jahren kam mir mehr und mehr zum Bewusstsein, wie sehr unsere Kirche noch höfischem Zeremoniell frönt. Kirchliche Ämter scheinen Auszeichnungen und Würden, Bischöfe und Priester also „Würdenträger“, anstatt „Geweihete für den Dienst“ im Namen Gottes am Volk Gottes zu sein. Die lächerliche Skala von Ehrentiteln und Ranglisten ist so diametral gegen das Evangelium, dass sie ersatzlos gestrichen gehört. „Ihr alle aber seid Geschwister!“ steht im Matthäusevangelium (Mt 23,8). Vielleicht hat unser Papst Franziskus den Mut, dieser Wucherung zu Leibe zu rücken. Irgendwie hat er das ja schon in seinem Apostolischen Schreiben „Evangelii gaudium“ angedeutet, wenn er sagt, er wünsche sich „eine arme Kirche für die Armen“ (EG 198).

Drei Wochen vor dem Abschluss des II. Vatikanischen Konzils haben sich am 16. November 1965 vierzig Bischöfe in den Domitilla-Katakomben getroffen und auf ein Wort des nun heiligen Papstes Johannes XXIII von der „Kirche der Armen“ besonnen. Diese „Würdenträger“ legten das Gelübde ab, ein einfaches Leben zu führen, ihren Amtsinsignien zu entsagen, es abzulehnen, mündlich oder schriftlich mit Titeln oder Bezeichnungen angesprochen zu werden, die dem Evangelium widersprechen. Später haben sich noch etwa 500 Bischöfe diesem Gelübde angeschlossen. In der Folgezeit ist es aber leider sehr still um diesen sogenannten Katakombenpakt geworden. Ich hoffe, dass er anlässlich seines

50-jährigen „Jubiläums“ eine Neuauflage erfährt. Das wäre, so meine ich, doch sicher im Sinne von Papst Franziskus.

Kirchliche Basisgemeinden

Eine Konkretisierung dieser „armen“ Kirche finden wir in den kleinen kirchlichen Basisgemeinden. Am Xingu entstanden ab 1972 die ersten Basisgemeinden. Als Bischof habe ich diese Weise Kirche zu sein ganz bewusst gefördert, weil ich einfach der Überzeugung war und bin, dass dieses seelsorgliche Konzept in Amazonien greift und den urkirchlichen Gemeinden ganz nahe kommt. Die „desobriga“, die ausschließlich sakramentale Betreuung der Menschen entlang der Flüsse und Nebenflüsse, der Straßen und Nebenstraßen, griff pastoral entschieden zu kurz und war mit der im Konzil grundgelegten und gewünschten Weise, Kirche zu sein, nicht in Einklang zu bringen. Die Kirche ist das pilgernde Volk Gottes. „Alle nämlich, die Christus zugehören und seinen Geist haben, wachsen zu der einen Kirche zusammen und sind in ihm miteinander verbunden (vgl. *Eph 4,16*)“ (LG 49). „In diesen Gemeinden, auch wenn sie oft klein und arm sind oder in der Diaspora leben, ist Christus gegenwärtig, durch dessen Kraft die eine, heilige, katholische und apostolische Kirche geeint wird“ (LG 26). Ohne Gemeindeleben werden Sakramente zu fast magischen Ritualen. Das Schlussdokument von Santarém spricht deshalb im Sinne des Konzils und von Medellín von der Notwendigkeit einer Inkarnation der Kirche in die Realität Amazoniens und einer nicht versorgenden, sondern befreienden Evangelisierung. Die Erfahrungen und Anliegen der Leute an der Basis müssen berücksichtigt werden. Die Prioritäten des pastoralen Einsatzes sind die Stärkung der Basisgemeinden und die damit verbundene Ausbildung von Laien, Frauen und Männern, um ihnen zu helfen, ihren Gemeinden vorzustehen, die Wortgottesdienste zu leiten, als Katechetinnen und Katecheten tätig zu sein und andere Dienste zum Wohl der Gemeinde zu übernehmen. Die Bibel, das Wort Gottes, ist von zentraler Bedeutung in dieser Ausbildung. Dabei geht es darum, auf den Erfahrungen der Leute mit dem Wort Gottes in den kleinen Gemeinden aufzubauen und diese immer mehr zu vertiefen.

Leider gab es in den vergangenen Jahren aus Unkenntnis oder sogar aus Böswilligkeit immer wieder massive Einwände und Verleumdungen gegen die Basisgemeinden. Man ortete sie zunächst im Dunstkreis der als „marxistisch“ stigmatisierten Befreiungstheologie. Manche gingen sogar so weit und diffamierten sie als ideologisierte Keimzellen für blutige Revolutionen und Klassenkampf. Viel Unrecht ist geschehen! Und dennoch, die kirchlichen Basisgemeinden blieben das, was sie von Anfang an waren, nämlich Orte, an denen die Kirche wirklich lebt. Sie sind die Weise Kirche zu sein, wie sie in Medellín (1968) und Puebla (1979) und für Amazonien in Santarém (1972) mit viel Liebe in die Wege geleitet wurde. In diesen Gemeinden leben die Menschen das Evangelium. Geschwisterliches Miteinander, samaritanische gegenseitige Hilfeleistung gehören zum Gemeindeleben. Aber auch die prophetische Dimension wird nicht ausgespart: Gott wird als Gott erfahren, der mit auf dem

Weg ist. Diese Gemeinden sind auch Orte des Gebetes, der Meditation, der „Lectio Divina“, der mit viel Liebe vorbereiteten liturgischen Feiern.

Papst Franziskus lobt in einer besonderen Grußbotschaft anlässlich des 13. Interdiözesanen Treffens der Kirchlichen Basisgemeinden die sich vom 7. bis 11. Jänner 2014 in Juazeiro do Norte versammelt haben, den Einsatz von tausenden Laien, die in ganz Brasilien tätig sind und ohne die vielerorts die Kirche gar nicht existieren würde.

Diese Weise, Kirche zu sein, fordert selbstverständlich von den Hirten auch eine neue Weise, Hirte zu sein. Klerikaler Autoritarismus findet in Basisgemeinden nicht den idealen Humus. Und Klerikalismus und Autoritarismus sind nun wirklich die Krebsübel, die Papst Franziskus besonders anprangert. Am 17. Dezember 2013 sprach Papst Franziskus in der Hauskapelle von Sancta Martha: „Die Kirche braucht Prophetie statt Klerikalismus (...) Wenn es in der Kirche keine Prophetie gibt, dann fehlt auch der lebendige Gott, und die Kirche wird zu einer klerikalen Institution“. Schon anlässlich des Weltjugendtages in Rio de Janeiro hat der Papst am 28. Juli 2013 in seiner Ansprache an den CELAM eingeräumt: „Der Entwurf der Bibelgruppen, der kirchlichen Basisgemeinden und der Pastoralräte geht in die Richtung der Überwindung des Klerikalismus und eines Anwachsens der Verantwortung der Laien“.

Tausende Gemeinden ohne Eucharistie

Am Xingu gibt es etwa 800 kirchliche Basisgemeinden. In Amazonien sind es viele Tausende. Für Lateinamerika gibt es keine Statistiken. Aber 70 Prozent dieser Gemeinden haben nur wenige Male im Jahr das Glück, Eucharistie zu feiern. Deshalb schreiben die Bischöfe im Schlusssdokument von Aparecida: „Wenn wir bedenken, dass die Eucharistie das Konstitutiv der Kirche ist, sind wir um die vielen tausend Gemeinden besorgt, die über lange Zeit die sonntägliche Eucharistiefeier entbehren müssen“ (DAP 100 e). Und dabei hat der Herr am Abend vor seinem Leiden ja nicht einen guten Rat, eine wohl gemeinte Empfehlung gegeben, sondern durch einen Imperativ im Plural einen ausdrücklichen Befehl erteilt: – τοῦτο ποιεῖτε εἰς τὴν ἐμὴν ἀνάμνησιν – „Dies tut zu meinem Gedächtnis“ – (1 Kor 11, 24; Lk 22,19). Das Dekret des II Vatikanischen Konzils „Presbyterorum Ordinis“ erklärt, dass die Eucharistie Quelle und zugleich Höhepunkt der ganzen Evangelisierung ist (vgl. PO 5): „Die christliche Gemeinde wird nur aufgebaut, wenn sie Wurzel und Angelpunkt in der Feier der Eucharistie hat“ (PO 6). Auch die Dogmatische Konstitution „Lumen Gentium“ spricht von der Eucharistie als „Quelle“ und „Höhepunkt des ganzen christlichen Lebens“ (LG 11).

Ich hatte darüber schon 1995, anlässlich meines damaligen „ad limina“-Besuches, mit Kardinal Ratzinger, dem Präfekten der Glaubenskongregation gesprochen. Er antwortete mir damals, dass eine jahrtausendealte Tradition nicht von heute auf morgen geändert werden kann. Ich antwortete darauf: „Ganz

Ihrer Meinung! Aber, um Gottes Willen, beginnen wir doch wenigstens darüber zu reden!“.

Als ich dann 2010 bei Papst Benedikt XVI „ad limina“ war, erzählte ich ihm die Geschichte von einer Gemeinde, die mich bat, ihre Kapelle zu weihen. Nach der feierlichen Öffnung des Portals blieb ich ein bisschen verwundert stehen. Ich sah vorne nur einen Ambo und keinen Altar. Ich fragte, ob da nicht etwas fehle. Niemand verstand meine Frage. Ich gratulierte zur schönen Kapelle. „Allerdings“, gab ich zu bedenken, „ist in einer katholischen Kirche der zentrale Punkt der Altar“ und hängte auch gleich eine kurze Katechese über die Eucharistie an. Da meinte die Gemeindeleiterin, das sei ja alles gut und recht und sie wisse das auch schon längst: „Aber hier haben wir Eucharistiefeier nur zwei oder drei Mal im Jahr. Wir holen dann einen Tisch aus der Schule und schmücken ihn mit einem wunderschön gestickten Tischtuch“. „Da läuteten bei mir die Alarmglocken“, sagte ich zu Papst Benedikt XVI. Er ging aber leider nicht auf diese Erzählung ein und sprach nur ganz allgemein von der Notwendigkeit, um Priesterberufe zu beten.

Am 4. April dieses Jahres war ich nun bei Papst Franziskus. Er empfing mich in Privataudienz und ich durfte ihm in etwa zwanzig Minuten meine Sorgen und Erwartungen unterbreiten. Ich sprach von den indigenen Völkern in Brasilien und ihrer zum Teil schrecklichen Situation. Wir sprachen über die Ökologie und die geplante Enzyklika. Aber Punkt eins des Gesprächs waren die tausenden Gemeinden ohne Eucharistie. Papst Franziskus überraschte mich mit der Frage, ob ich einen konkreten Vorschlag hätte und wies dann selbst auf eine sehr „interessante These“ eines aus Deutschland stammenden bereits emeritierten Bischofs einer Diözese in Südafrika hin. Es handelt sich um Altbischof Fritz Lobinger (* 1929), der die Ordinierung eines Kreises von verheirateten „Gemeindeältesten“ vorschlägt, die deswegen weder die Familie verlassen, noch ihren zivilen Beruf aufgeben. Hier, so Bischof Lobinger, liege der Ansatz für Modelle nicht-klerikaler Formen des Amtes. Eine Viri-Probati-Regelung, ist der Bischof überzeugt, sei keine Lösung und würde „zu ungleichen Voraussetzungen für die gleiche Rolle des priesterlichen Amtes führen“ (Bischof Lobinger in seiner Festrede zum *Dies Facultatis* der Katholischen Theologischen Fakultät am 15. Oktober 2008 in Wien). Papst Franziskus sprach dann auch noch von einer mexikanischen Diözese, in der es hunderte indigene Diakone gebe, die mit der Gemeindeleitung betreut sind, aber leider der Eucharistiefeier nicht vorstehen können. Und in diesem Augenblick wiederholte er, was er schon in Rio de Janeiro beim Weltjugendtag den Brasilianischen Bischöfen gesagt hatte: „Ich bitte euch, seid mutig, setzt euch ein mit „Parrhesia“. Oder, wie wir in Buenos Aires sagen, seid „corajudos“ (= kühn, wagemutig, verwegen)“. Er wünsche sich von den Bischöfen einer bestimmten Region konkrete Lösungsvorschläge. Die Bischöfe sollen nicht fertige Rezepte von Rom erwarten. Ich spürte in diesem Moment, dass er tatsächlich auf die konkrete Mitarbeit der Bischöfe in der ganzen Welt setzt, dass Kollegialität für ihn nicht ein leeres Wort ist. Ich bin überzeugt, Papst Franziskus recht zu interpretieren, wenn ich behaupte, dass für ihn alle Bischöfe Brüder im Bischofsamt sind und nicht so

etwas wie Leiter von Filialen. Er erwartet sich, dass die Bischöfe nicht nur nach Rom blicken und auf Lösungen warten, sondern sich immer mehr ihrer Mitverantwortung für die Weltkirche bewusst werden und konkrete Vorschläge einbringen. Im Dekret über die Hirtenaufgabe der Bischöfe in der Kirche „Christus Dominus“ des II Vatikanischen Konzils lesen wir: „Die Bischöfe haben Anteil an der Sorge für alle Kirchen; deshalb üben sie das bischöfliche Amt, das sie durch die Bischofsweihe empfangen haben, in der Gemeinschaft und unter der Autorität des Papstes im Hinblick auf die ganze Kirche Gottes aus“ (CD 3). „Als rechtmäßige Nachfolger der Apostel und Glieder des Bischofskollegiums sollen sich die Bischöfe immer einander verbunden wissen und sich für alle Kirchen besorgt zeigen. Durch göttliche Einsetzung und Vorschrift ist ja jeder einzelne gemeinsam mit den übrigen Bischöfen mitverantwortlich für die apostolische Aufgabe der Kirche“ (CD 6).

Der Mensch und seine Mit-Welt

Ein dritter Problemkreis, der mich immer mehr beschäftigt und als Bischof vom Xingu herausfordert ist der Mensch und seine Mit-Welt. Ich denke selbstverständlich zunächst an Amazonien, aber das Problem lässt sich nicht auf diese Region reduzieren, sondern ist eine Angelegenheit, die die ganze Welt angeht. Oder anders ausgedrückt: die skrupellose Zerstörung Amazoniens hat Folgen für den gesamten Planeten.

Tausende Quadratkilometer tropischer Regenwald fielen in den vergangenen Jahrzehnten den Flammen zum Opfer. Vor 150 Jahren bedeckten die Tropenwälder noch 12% der Erdoberfläche. Mehr als die Hälfte hat der Mensch bereits zerstört. Großflächiges Weideland, Soja- oder Zuckerrohrplantagen haben den Wald ersetzt. Dort, wo es ihn noch gibt, geht die hemmungslose Schlägerung der Edelhölzer weiter. Die „ewigen“ Wälder fallen. Und schon beginnt der Angriff auf die „ewigen“ Wasser. Die großen Ströme werden aufgestaut und in tote Seen verwandelt.

Immer mehr Flüsse sind vergiftet. Die Luft ist verpestet. Die polaren Eisschilde schmelzen, die Gletscher schrumpfen und lassen in den kommenden Jahren den Meeresspiegel bedeutend höher steigen als der Weltklimarat noch 2007 vorausgerechnet hat. Der Umweltgipfel 1992 in Rio de Janeiro erkor „Nachhaltige Entwicklung“ zum Grundprinzip der Agenda 21. Die Ansprüche der jetzigen Generation dürfen die Lebensqualität der kommenden Generationen nicht gefährden, hieß es. 1997 legt das Kyoto-Protokoll erstmals rechtlich verbindliche Ziele für Emissionshöchstmengen für Industrieländer fest. Eine Konferenz folgt auf die andere. Wenn es jedoch um konkrete Entscheidungen geht, tun die Großen nicht mit. In Durban, Südafrika, wurde 2011 das Kyoto-Protokoll zwar verlängert, aber konkrete Maßnahmen bleiben bis 2020 „vorerst“ offen. Und was hat „Rio + 20“ im Juni 2012 tatsächlich zuwege gebracht? Das Ergebnis ist frustrierend. Die Schlusserklärung „The Future We Want“ spricht zwar von Umweltschutz und Bekämpfung der Armut, fixiert aber weder Fristen

noch konkrete Ziele. Ein Dokument ohne greifbare Folgen und verbindliche Richtlinien.

In seiner Ansprache an die brasilianischen Bischöfe sprach Papst Franziskus am 27. Juli 2013 von Amazonien als „Bewährungstest für die brasilianische Kirche und Gesellschaft“. Amazonien ist so etwas wie die Nagelprobe „für den augenblicklichen wie den zukünftigen Weg nicht nur der Kirche in Brasilien, sondern auch für das gesamte gesellschaftliche Gefüge“. Wörtlich sagte der Papst: „Ich möchte alle einladen, über das nachzudenken, was Aparecida über Amazonien gesagt hat, auch über die eindringliche Aufforderung zur Achtung und Bewahrung der gesamten Schöpfung, die Gott dem Menschen anvertraut hat, nicht um sie skrupellos auszubeuten, sondern um sie wie einen Garten zu pflegen“.

Aparecida beklagt, dass die Urbevölkerung des Kontinents bei Entscheidungen über die Nutzung von Naturreichtümern praktisch ausgeschlossen ist. Amazonien werde geplündert, die Erde vergiftet, Wasser zum Handelsgegenstand degradiert und Wasserreserven monopolisiert (DAp 84). Weiters betont Aparecida die Bedeutung Amazoniens für die gesamte Menschheit. Ein Entwicklungsmodell sei zu schaffen, „das den Armen dient und das Gemeinwohl fördert“ (DAp 475).

Es bleibt nun zu hoffen, dass Papst Franziskus in seiner geplanten Enzyklika diese Themen aufgreift und weiter ausführt. Wir haben allzu lange geschwiegen und Grundsatzfragen der Ökologie verdrängt. Die Sorge um die Mit-Welt, die Bewahrung und Verteidigung der Schöpfung sind jedoch in unserem Glauben begründet. Gott hat den Menschen nicht zum unumschränkten Gewaltherrscher über seine Mit-Welt eingesetzt. Das so oft missverständliche Bibelwort "Macht euch die Erde untertan" (Gen 1,28) muss endlich dem Urtext gemäß ausgelegt werden. Der Auftrag Gottes ist kein Freibrief für eine gewaltsame Inbesitznahme und skrupellose Plünderung der Natur. Der hebräische Urtext "Setzt euren Fuß auf die Erde" will sagen: Gott überträgt dem Menschen Verantwortung und bestellt ihn, alle Dinge und Lebewesen zu betreuen, zu pflegen und zu schützen. "Und Gott sah alles und siehe, es war sehr gut" (Gen 1,31).

Es **war** sehr gut! Auf einmal aber zerreißt der Mensch das Band zwischen ihm und seiner Mit-Welt. Er bricht den Bund mit der Schöpfung, beginnt die Natur zu manipulieren und zu vergewaltigen und quält sie bis aufs Blut. Die Folgen sind verheerend. An die Stelle gemeinsamer Maßnahmen zum Schutz der geschundenen Mit-Welt, treten Konzessionen für den Raubbau an den Naturreichtümern und Lizenzen für umweltzerstörende Mammutprojekte.

Es ist höchste Zeit, dass wir als Kirche für die bedrohte Schöpfung eintreten und todbringende Mechanismen anprangern. Das allein aber genügt nicht! Jede und jeder von uns hat sich zu fragen, inwieweit sie oder er für den langsamen Tod unseres Planeten mitverantwortlich ist. Ein viel bescheidener, maßvoller und genügsamer Lebensstil ist das Gebot der Stunde, Mut zum Verzicht und

bewusste Abkehr von der durch Werbung immer neu geschürten Konsumgier. Auch die Kinder und Kindeskind dieser Generation wollen leben! „Gott hat den Tod nicht gemacht und hat keine Freude am Untergang der Lebenden“ (Weish 1,13).

„Wer kann uns scheiden von der Liebe Christi?“ (Röm 8,35)

Das mir lieb gewordene Motiv „Geborgen in der Ungeborgenheit“ will nicht nur meine persönliche Erfahrung ausdrücken, dass ich mich bei allen Herausforderungen, den oft brutalen Angriffen und unmissverständlichen Drohungen, nie wirklich so ganz allein auf einsamem Posten, im Kugelhagel eines scheinbar unaufhörlichen Kreuzfeuers gefühlt habe. Das Wort des Apostels Paulus war mir immer Trost und Stütze:

„Ist Gott für uns, wer ist dann gegen uns? (...) Was kann uns scheiden von der Liebe Christi? Bedrängnis oder Not oder Verfolgung, Hunger oder Kälte, Gefahr oder Schwert? (...) Doch all das überwinden wir durch den, der uns geliebt hat. Denn ich bin gewiss: Weder Tod noch Leben, weder Engel noch Mächte, weder Gegenwärtiges noch Zukünftiges, weder Gewalten der Höhe oder Tiefe noch irgendeine andere Kreatur können uns scheiden von der Liebe Gottes, die in Christus Jesus ist, unserem Herrn“ (Röm 8,31-39).

Ich möchte drei Märtyrer erwähnen, die schon in meiner Jugend einen ungeheuren Eindruck auf mich machten. Ich bewunderte und bewundere bis heute ihren unerschütterlichen Glauben. Inmitten einer schrecklichen Ungeborgenheit lebten sie dennoch geborgen in der Liebe und Gegenwart Gottes.

Pater Alfred Delp SJ (1907-1945) wurde an Maria Lichtmess, am 2. Februar 1945, in Berlin-Plotzensee wegen „Hoch- und Landesverrats“ gehängt. In Feldkirch-Tisis trat er 1926 ins Noviziat der Jesuiten ein und war dann auch drei Jahre Erzieher an der Stella Matutina in Feldkirch. Zwei Monate vor seiner Hinrichtung schreibt er:

„Die Welt ist Gottes voll. Aus allen Poren quillt er gleichsam uns entgegen. Wir aber sind oft blind. Wir bleiben in den schönen und in den bösen Stunden hängen und erleben sie nicht durch bis an den Brunnenpunkt, an dem sie aus Gott herausströmen. Das gilt für alles Schöne und auch für das Elend. In allem will Gott Begegnung feiern und fragt und will die anbetende, hingebende Antwort. Dann wird das Leben frei in der Freiheit, die wir oft gesucht haben“.

Mit gefesselten Händen schrieb Pater Alfred Delp am Heiligen Abend 1944 in seiner Gefängniszelle die Worte, die eine unendlich tiefe Erfahrung der Geborgenheit in Gott, selbst im Angesicht des Todes bezeugen: „Lasst uns dem Leben trauen, weil wir es nicht allein zu leben haben, sondern Gott es mit uns lebt“.

Dietrich Bonhoeffer (1906-1945) forderte alle Christen auf, etwas gegen den Mord an den Juden zu tun und gründete mit anderen Gegnern des NS-Regimes die „Bekennende Kirche“. Kurz vor Ende des Zweiten Weltkrieges wurde er in der Morgendämmerung des 9. April 1945 auf ausdrücklichen Befehl von Hitler im KZ Flossenbürg, im Oberpfälzer Wald in Bayern hingerichtet.

Am 19. Dezember 1944 schreibt Bonhoeffer sein wunderbares Gedicht zum Jahreswechsel. Seit zweieinhalb Monaten befindet er sich in den Kellern des Gestapo-Gefängnisses in der Berliner Prinz-Albrechtstraße und wartet auf die Hinrichtung:

„Und reichst Du uns den schweren Kelch, den bitteren
des Leids, gefüllt bis an den höchsten Rand,
so nehmen wir ihn dankbar ohne Zittern
aus Deiner guten und geliebten Hand“.

Bonhoeffer lässt nicht los von Gott. Mit Jesus erlebt er die Grenzsituation des Ölbergs. In furchtbarer innerer und äußerer Not verzweifelt er nicht und schreibt Verse für Menschen, die ihm lieb und teuer sind. Grausame Menschen verurteilen ihn zum Tod. Und dennoch, niemand kann ihn trennen von der Liebe Gottes. Selbst in der Ungeborgenheit des Gefängnisses, fühlt er sich geborgen in Gott:

„Von guten Mächten wunderbar geborgen,
erwarten wir getrost, was kommen mag.
Gott ist mit uns am Abend und am Morgen
und ganz gewiss an jedem neuen Tag“.

Ein Arzt, der Zeuge der schrecklichen Szene der Hinrichtung war, erzählt später:
„Bonhoeffer war sehr ruhig und gefasst. Er verabschiedete sich von allen Mithäftlingen. Dann betete er ein letztes Gebet und ging zum Galgen. In wenigen Sekunden war er tot“.

Provikar Carl Lampert (1894-1944). Dieser Märtyrer aus unserer Heimat Vorarlberg wurde im November 2011 seliggesprochen. Aber auch ohne diese offizielle kirchliche Anerkennung ist Carl Lampert längst ein Heiliger, denn Märtyrer brauchen keinen langen Prozess, um ihren heroischen Tugendgrad zu prüfen und zu beweisen. Das gilt auch für den Erzbischof von San Salvador, Oscar Arnulfo Romero (1917-1980), der am 24. März 1980 während der Eucharistiefeier erschossen wurde, weil er sich für Gerechtigkeit und gegen die Willkür einer mordenden Militärdiktatur in seinem Land El Salvador eingesetzt hat. Ein Märtyrer legt das radikalste Glaubensbekenntnis ab, das überhaupt möglich ist. Er vergießt sein Blut um seines Glaubens willen, in totaler Hingabe an Gott für seine Schwestern und Brüder. Carl Lampert wurde am 13. November 1944, um 4 Uhr nachmittags, im Zuchthaus „Roter Ochse“ in Halle an der Saale durch das Fallbeil hingerichtet.

Es gibt wohl kaum einen so herzerreißenden und gleichzeitig aus tiefstem Glauben verfassten Abschiedsbrief wie der Brief Carl Lamperts an seinen Bruder Julius. Er schrieb ihn in mehreren Abschnitten am Tag seiner Hinrichtung. Sein letztes Wort an die Seinen, wenige Minuten vor der Hinrichtung: „Nun ruft mich Gott! Lebt wohl!“. Zwei Stunden vorher schrieb er: „Nun ist die Stunde gekommen, die „so schmerzliche“ für Dich und alle meine Lieben, die „erlösende“ für mich! Der Kreuzweg geht nun zur letzten Station: „tenebrae factae sunt – sed dies albescit – in Te Domine speravi, alleluja“. In der Finsternis der Ungeborgenheit erfährt Carl Lampert, dass nun endlich der große Tag anbricht. Sein Glaube wird zum Wissen. „Ich weiß, wem ich geglaubt habe!“ (2 Tim 1,12). Zum letzten Mal spricht er das „In te Domine speravi“. Und wer hört da nicht die ergreifende Fuge im Te Deum von Anton Bruckner. Die beharrliche Wiederholung dieser Worte sind Ausdruck der Hoffnung, die schließlich in das überwältigende Finale des österlichen Halleluja einmündet: „Non confundar in aeternum“: „Auf dich, Herr, vertraute ich, nie werde ich zu Schanden in Ewigkeit!“

„Geborgen in der Ungeborgenheit“ ist nicht nur die gnadenhafte Erfahrung, die unsere Märtyrer gemacht haben. Es ist immer neuer Auftrag für unsere Kirche, den Menschen Geborgenheit zu schenken, Heimat zu sein, gerade für Menschen, die ein unmenschliches System als „überflüssig“, als „menschlicher Abfall“ (Dap 65) abqualifiziert. Im Dokument der V Konferenz der Bischöfe Lateinamerikas und der Karibik (Aparecida, Brasilien, 2007), wird die Kirche zweimal als „Haus der Armen“ (Dap 8, 524) und als „Anwältin der Gerechtigkeit und der Armen“ (Dap 395) bezeichnet. Arm sind nicht nur die materiell Schwachen sondern ganz besonders auch die indigenen Völker, die aufgrund ihres kulturellen Andersseins diskriminiert werden. Es gibt keine größere Armut als „nicht sein zu dürfen“!

„Geborgenheit“ kommt von „bergen“. Man birgt aber nicht nur Tote, sondern vor allem Verletzte. Unsere Kirche soll zum Hoffnungsanker gerade für verletzte Menschen werden, für Menschen, die an der „existenziellen Peripherie“ leben. Wir wollen aber auch Mitmenschen, die sich verstiegen haben und voller Angst in einen gähnenden Abgrund blicken und wie Maximilian in der Martinswand keinen Schritt mehr nach vorn oder nach hinten zu tun imstande sind, aus der Felswand holen. Wir wollen sie spüren lassen, dass sie wichtig, mehr noch, dass sie uns Schwestern und Brüder sind.

Wir warten nicht auf sie, sondern wir holen sie dort ab, wo sie sind.

Altamira, Ostern 2014

*Erwin Kräutler
Bischof vom Xingu*